Prof. Grengg zum Gedenken

Zehn Monate nach seinem in aller Stille gefeierten 80. Geburtstag ist vor kurzem in Bruck an der Mur Prof. i. R. Dr. Franz Grengg verschieden, mit dessen Persönlichkeit und Namen die Erinnerung sowohl an den Aufbau des Brucker Heimatmuseums wie der des Katholischen Bildungswerkes der Stadt verbunden bleibt. Der gebürtige Brucker, ein Bruder des namhaften Technikers Hochschulprofessor Dr. Hermann Grengg, hat nach Gymnasialjahren und dem Universitätsstudium in Graz (Germanistik und Romanistik), das durch den Frontdienst im Ersten Weltkrieg unterbrochen war, 1920 seinen Dienst als Mittelschullehrer an der Bundesrealschule seiner Vaterstadt angetreten, an der er bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand (1953) aktiv tätig blieb. Er hatte in den Besatzungszeiten des Jahres 1945 die provisorische Leitung der Anstalt geführt bis zur Wiederkehr des Direktors Hofrat Doktor Schöler. War er bis dahin vor allem ein hochgeschätzter Lehrer gewesen, so nahm er, ein edler und musischer Mensch, sich in den letzten beiden Jahrzehnten auch des heimatlichen Kulturlebens mit großer Intensität an, ein kenntnisreicher und unermüdlicher Vermittler und Organisator, der als kundiger Kustos des im ehemaligen Minoritenkloster neu eingerichteten Stadtmuseums auch vorbildlich der Denkmalpflege diente.

Rudolf List

Die intelligiblen Operntexte

Luigi Dallapiccola in Graz: Über das italienische „Melodramma"

Es ist immer wieder ein Vergnügen, Luigi Dallapiccola zuzuhören. Ein lebhafter Geist spricht da, der seinen Gegenstand ergreift in einem recht wörtlichen Sinne, ihn zunächst gleichsam abtastend nach den Möglichkeiten, ihn zu erfassen, dann an einem zentralen Punkt ihn festhaltend und von verschiedenen Seiten gedanklich durchdringend. Der Gegenstand im Vortrag, den Prof. Dallapiccola, Ehrenmitglied des Musikvereins für Steiermark und — seit gestern — auch der Grazer Musikakademie, im Blauen Salon der Steiermärkischen Sparkasse hielt, war das Verhältnis von Wort und Ton in der italienischen Oper des 19. Jahrhunderts. Man hat sich bei uns angewöhnt (oder auch: noch nicht abgewöhnt), über dieses Thema mit einem milden Lächeln hinwegzugehen: die italienische Oper jenes Säkulums, die vor allem durch die Namen Bellini, Donizetti, Rossini und Verdi repräsentiert wird, sei — so meint man — wohl voller blühender melodischer Erfindung, habe auch fesselnde Originalität in den Ensembles und in den Chören, aber über die Texte spreche man besser nicht. Daß man über sie sehr wohl reden kann, und zwar im Sinn einer eigenen, diesen Texten eingeschriebenen Ratio, zeigte Dallapiccola an diesem Abend. Der italienische Komponist, dessen Denken sicherlich zu einem guten Teil in Entwicklungen wurzelt, die der italienischen Oper antipodisch gegenüberstanden (etwa in der Opernkunst, die sich von Wagner herleitet, und in der Wiener Schule unseres Jahrhunderts), wurde zum Fürsprecher eines durch die Zeitläufte verschütteten und — im analytischen Detail — wohl auch völlig neuen Verständnisses.

Dallapiccolas Blick geht auf Wesentliches: Formale Qualitäten der Texte wurden aufgespürt, die den formalen Qualitäten der Musik entsprechen. Eine eigene Libretto-Sprache habe sich in dieser Periode herausgebildet, eine bisweilen geradezu absurde Sprache voller Theatereloquenz, in der die Gefahr des Lächerlichen durch die Feuerprobe eines erhabenen Stils hindurchgegangen sei. Einzelne, poetisch hochtrabende Vokabeln, von Dallapiccola genüßlich auf die Zunge genommen, kehren immer wieder: Dallapiccola nannte dies — auf Homer zurückleitend — den Stil des „fixen Beiworts", was ihn weiterhin dazu führte, vom epischen Moment in der italienischen Opernkunst, im Melodramma, zu reden: ein sicherlich originell anmutender Gedanke, der aber Legitimation empfängt durch kulturelle Traditionen, die im Bewußtsein des Italieners ungebrochen aus der Antike heraufwirken.

Wir haben schon anläßlich jenes Vortrags, den Dallapiccola im Feber dieses Jahres Mozarts „Don Giovanni" gewidmet hatte, auf seine ungemein anregende Art hingewiesen, aus der minuziösen Beobachtung zumeist unbeachteter Einzelheiten eines Kunstwerks den Blick auf größere Zusammenhänge freizugeben. Dieser Vorgang wiederholte sich nun im Zeichen der italienischen Oper des vorigen Jahrhunderts. Zahlreiche Beispiele belegten das Zusammenspiel von Libretto-Sprache und Baugesetzlichkeit in Cavatinen, Arien und Ensembles. Dallapiccolas Grundgedanke war, daß solche Gesangsnummern einem äußerst ökonomischen Formplan folgen, der in der Vers-Anordnung des Textes seine Entsprechung hat. Graphische Darstellungen an der Tafel unterstützten diesen Gedanken ebenso wie das vom Tonband oder auch am Klavier wiedergegebene Zitat: Bei grundsätzlich viertelliger Anlage einer Strophe kulminiert ein „emotionelles Crescendo" im dritten Vers, um im vierten wieder abzuklingen. Dieses Kulminieren kann im musikalischen Bereich durch ein Aufwärtsstreben der Singstimme, durch überraschende harmonische Wendungen, durch rhythmische Erregung oder auch durch besondere instrumentale Effekte erreicht werden. Dallapiccola hat damit ein Baugesetz der italienischen Arie entschlüsselt, über das ihn der englische Musikologe Edward Dent einmal betragt habe, in der Meinung, es wäre darüber eine schriftliche Lehre (oder auch nur eine einzige Abhandlung) überliefert.

Tatsächlich sind solche Formmodelle in der Handwerkspraxis von Meister zu Meister weitergegeben worden. Der Analyse bedurften sie erst, da das Verständnis für ihre innere Logik weithin abhanden gekommen war; was Dallapiccola, der dasselbe Formmodell etwa in der von ihm als „hohes Beispiel der Musikgeschichte" gerühmten Arie „Casta diva" von Bellini ebenso wie in dem zum Abschluß besonders eingehend behandelten Terzett aus Verdis „Ein Maskenball" entdeckte, für ein neues Verständnis formulierte, ist wohl auch in der Sicht, aus der Perspektive unseres Jahrhunderts, grundsätzlich neu. So dürfte dieser Vortrag nicht zuletzt auch ein besonders willkommener Beitrag zur Arbeit des Grazer Instituts für Wertungsforschung sein, das den Vortrag gemeinsam mit dem Musikverein veranstaltete. Dr. Harald Kaufmann kündigte eingangs an, daß das Institut eine Dokumentation solcher wertenden Äußerungen von Komponisten über bestimmte Kompositionstechniken (weitere Vorträge werden u. a. Ernst Krenek und György Ligeti halten) vorlegen werde.

Manfred Elumauer

Oscar Wilde von Boy Gobert getötet

„Lady Windermeres Fächer" in deutscher Sprache an der Wiener Burg

Eines gelang dem Burgtheater in dieser Spielzeit: Diese einst angesehene Bühne versagte bei Klassikern („Jüdin von Toledo" und „Coriolanus"), ebenso im eleganten Konversationsstück (Oscar Wilde). Es liegt an schlechter Regie und ungeeigneter Besetzung. In einer Abonnentenbefragung erhielt das Burgtheater dennoch Zustimmung, das Publikum verdient also, was es bekommt.

Eine Reihe von Mißverständnissen ist der Regie Goberts anzukreiden. Zunächst gibt er dem Stück einen Lautsprecherrahmen mit Anklagen gegen gesellschaftliche Beschränktheit und Moraldiktatur. Man glaubt zu Brecht gekommen zu sein. Wozu? „Lady Windermeres Fächer" ist ein gut gezimmertes Stück, in dem eine Dame der Londoner Gesellschaft von 1895 mit Recht suspekt ist, in dem sich diese Dame dann als unerkannte Mutter bewährt. Das versteht jeder Besucher, und eine aufgepfropfte Beschwerung ist sinnlos. Werden wir nächstens vor „Minna von Barnhelm" über das Vietnam-Unglück instruiert werden, weil in dem Stück Soldaten vorkommen? Auch Direktor Hoffmann mischt seine Stimme des Herrn in diese Warnungen, er weigt also von dem Unsinn. Gobert hätte ganz andere Überlegungen anstellen müssen. Zunächst die, daß Englands höchste Gesellschaft nicht aus manierlosen Spießbürgern bestand, daß Lord Windermere nicht in einem Haus wohnte, das eine Kitschorgie darstellt, für schlimmste Operette ungeeignet, daß man diese Menschen nicht mit peinlicher Geschmacklosigkeit kleiden darf. Wildes Paradoxa müssen elegant, leicht und doch wirksam serviert werden. Darin glänzte einst das Burgtheater — es ist gar nicht so lange her. Wenn nun Rudolf Melichar, Frank Hoffmann, Ernst Anders, Albrecht Rueprecht konversieren, klingt das wie auswendig gelernter Text in einer Schulstunde, wobei man den Eindruck hat, die Herren verstehen kaum, was sie sagen. Eine Gesellschaft, die im Hintergrund in ein Chorlachen ausbricht und wiederholt eine Herzogin mit „Frau Herzogin" anspricht, in der die Konversation über zehn Meter weit gebrüllt wird, ist unverantwortlich. Gobert hätte auch über die Schauspielerführung nachdenken müssen. Wenn ihm schon unmögliches Material zur Verfügung gestellt wird, müßte er es ablehnen oder helfen. Die wenig begabte Gertrud Ukena müßte in Episoden erprobt werden. Als Lady Windermere versagt sie durchaus. Sie ist keine junge Lady, die ein vorbildliches Haus führen könnte, auch kein unnahbarer Schwan, der in der Gesellschaft beispielgebend erscheint. Sie läuft trampelnd umher, findet für jeden Ausdruck die falsche Geste, kreischt oder säuselt. Sie wäre für die Tochter der Herzogin geeigneter, die wiederholt „Ja, Mama" zu sagen hat. Ihr Gatte ist Rudolf Melichar, der von Gobert ebenfalls nichts bekommen hat. Adrienne Gessner bedarf keiner Regie, sie wahrte Würde und Witz, Szenenapplaus dankte ihr. Man kann sich auch mit der etwas drastischeren Art Theo Lingens befreunden. Sonja Sutter versucht eine Mutterrolle. Zunächst glaubt man ihrem guten Aussehen den Erfolg bei Männern; das Benehmen in der Gesellschaft ist etwas zu aufdringlich, sie hat sich Goberts Direktiven damit angeschlossen. Das Opfer für die Tochter macht sie begreiflich, innere Erschütterung nicht. Immerhin eine mögliche Leistung, für den Beifall durften die Ungeeignetsten vor den Vorhang treten.

H. M.

HEUTE IM THEATER

Opernhaus: Balletabend. Gluck, „Don Juan"; Einem, „Rondo vom Goldenen Kalb"; Bernstein, „Fancy Free". Leitung: Seipenbusch, Marteny, Skalicki, Wartenegg.

Probebühne: Bauer, „Magic Afternoon". Leitung: Fischerauer, Schieckel; Mitwirkende: Kaiser, Radkohl; Samarovsky, Seeböck.

Grazer Kirchenmusiker in Wien

Als Beitrag zu den Wiener Festwochen veranstaltet die österreichische Minoritenprovinz, zu der auch das Kloster Graz-Mariahilf gehört, am Sitz ihres Provinzialates in der Wiener Alserstraße vom 22. Mai bis 30. Juni 1969 eine Ausstellung mit Exponaten aus dem Archiv und aus der beachtlichen wissenschaftlichen Bibliothek. Mittelpunkt der von Dr. Friedrich Riedel (Universität Mainz) zusammengestellten Schau ist das im Vergleich zu den Sammlungen der großen Stifte zwar kleine, doch wegen des Alters und der Seltenheit der noch vorhandenen Drucke und Handschriften wertvolle Musikarchiv. Dessen kostbarste Stücke stammen aus dem Nachlaß des Minoritenpaters Alexander Gießel, der in Wien zur Zeit Karls VI. und Maria Theresias als Musiker und Universalgelehrter in hohem Ansehen stand.

Dieser vergessene Wiener Komponist der Barockzeit wurde 1694 in Troppau in Schlesien geboren, trat in das dortige Minoritenkloster ein, kam später nach Wels und Wien, wo er 1717 die Priesterweihe erhielt. 1721 Magister der Theologie, wurde er Novizenmeister im Wiener Konvent. Vier Jahrzehnte war er Regens Chori an der Minoritenkirche „Zum hl. Kreuz". Vorhandene Kontrapunktstudien und Kompositionsversuche lassen — wie Dr. Riedel auf Grund seiner eingehenden Studien festgestellt hat — schließen, daß Gießel Schüler von Johann Joseph Fux war. Mit dem Hoforganisten Gottlieb Muffat und dem Organisten der Stephanskirche, Karl Reutter, war er freundschaftlich verbunden.

Von Alexander Gießels Kompositionen — vier Messen, ein „Salve Regina", ein „Sanctus Deus, Sanctus Fortis", ein deutsches „Responsorium S. Antonii Paduani", ein fünfstimmiger textloser Canon perpetuus und ein zwanzigstimmiger Kanon „Laudate Dominum omnes gentes" — ist die „Missa Sancti Venantii" auch an anderen Orten nachweisbar. So befindet sich eine Stimmgarnitur im Stift Heiligenkreuz.

Die kurze Festmesse zu Ehren des Märtyrers Venantius für vier Singstimmen, zwei Violinen und Generalbaß wird nunmehr — veranstaltet von der Minoritenpfarre Alservorstadt mit Unterstützung des 8. Wiener Bezirkes, dies im Rahmen der Wiener Festwochen — nach 200 Jahren erstmals wieder erklingen. Die ehrenvolle Aufgabe der ersten Wiederaufführung wurde dem an der Grazer Minoritenpfarre unter Leitung von Hermann Rinner stehenden Kirchenchor Graz-Mariahilf übertragen. So wird der Kirchenchor Mariahilf mit seinen Solisten (Inge Andree, Helga Hallwachs, Friedrich Jerey, Hans Orasch), mit einem Grazer Streicherensemble und mit Frau Maria Rinner an der Orgel Sonntag, den 1. Juni, um 10 Uhr in der Wiener Alserkirche zum dortigen Patrozinium die „Missa Sancti Venantii" zur Wiedergabe bringen und so das in seiner musikalischer Sprache knappe, aber gediegene und eindringliche, auf die damalige liturgische Praxis der Minoritenkirche abgestimmte Werk des 1766 gestorbenen Minoritenpaters, der sich zu seiner Zeit auch als Gelehrter und Gründer eines naturkundlich-kunsthistorischen Museums im Wiener Minoritenkloster einen Namen gemacht hatte, der Vergessenheit entreißen.

R.

IN KÜRZE

Nagele-Uraufführung in Klagenfurt. In einem Studiokonzert des Österreichischen Rundfunks in Klagenfurt wurde das Divertimento für Oboe, Streichquartett und Schlaginstrumente des in Graz tätigen Oboisten und Komponisten Albert Nagele uraufgeführt. Im selben Konzert war auch Nageles Sonata a quattro für Flöte, Oboe d'amore und Schlaginstrumente zu hören. Nagele, ein gebürtiger Klagenfurter, spielte die Oboenpartien beider Werke selbst.

Krenek-Uraufführung in Bonn. Die Koussevitzky-Stiftung hat die Uraufführung ihres Auftragswerkes an den Komponisten Ernst Krenek nach Bonn vergeben. Am 5. Jänner 1970 wird das Orchester der Beethovenhalle unter Leitung von Volker Wangenheim „Fivefold Enfoldment" für Orchester aus der Taufe heben.

NOTIZEN

Musikakademie. Donnerstag, 29. Mai, 19.45 Uhr, Stiegenkirche, Sporgasse: Orgelkonzert. Friedrich Fink (Violine) und Gottfried Sauseng (Orgel) spielen Werke von J. S. Bach und H. J. F. Biber. — Freitag, 30. Mai, 19.45 Uhr, Kammermusiksaal: Unter der Leitung von Walter Klasinc bringt das Akademie-Kammerorchester Werke von Gluck, Mauro Giuliani, Jenö Takacs und Haydn. Solistin: Marga Bäumi (Gitarre).

Urania. Donnerstag, 29. Mai, 19.30 Uhr, Hörsaal VI, der Alten Technik, Rechbauerstraße 12: Univ.-Dozent Dr. Ferdinand Anders (Wien) über „Die Welt der Maya" (mit Farblichtbildern).

Gastspiel der Vereinigten Bühnen in Eisenerz: Im Saal des Gewerkschaftshauses Eisenerz bringen die Vereinigten Bühnen heute Donnerstag um 19.30 Uhr Arthur Millers Theaterstück „Der Preis". Es ist dies eine Veranstaltung des Kulturringes des Stadtamtes Eisenerz.

MARIE LOUISE FISCHER

Frauenstation

COPYRIGHT BEI DER AUTORIN

22.

Selbst wenn Angelika, dachte er, längere Zeit hier in der Klinik bliebe, selbst wenn es gelänge, sie unter Kontrolle zu halten und die Fehlgeburt zu verhindern — würde sie nicht, entlassen und zu Hause sich selbst ausgeliefert, die gleiche Wahnsinnstat erneut begehen? Könnte sie nicht sogar ihre Drohung wahrmachen und den Freitod wählen? Was konnte er ihr sagen, um sie davon abzuhalten? Ging das nicht über seine Kraft? Und würde nicht das unerwünschte Kind wirklich eine Katastrophe für dieses junge Mädchen bedeuten und sie völlig aus der Bahn werfen?

Ja, wenn die Familie intakt wäre; wenn die Mutter ihrer frühreifen und doch noch so kindlichen Tochter ein Halt sein könnte — dann sähe die Sache vielleicht anders aus.

Dr. Schumann seufzte tief. Er dachte an den Eid des Hippokrates, den er wie jeder Arzt geschworen hatte und der ihn verpflichtet, für das Leben einzutreten, es zu erhalten, niemals zu vernichten. Aber würde er nicht in Angelikas Fall, wenn er zögerte, um das Kind zu retten — würde er dann nicht zwei Menschen auf dem Gewissen haben: das Ungeborene und die blutjunge Mutter?

Von Unruhe getrieben, ging er schon kurze Zeit später zu dem Zimmer, in dem Angelika lag. Schwester Gisa, noch jung und voller Mitgefühl, kam eben heraus.

„Das arme Ding!" flüsterte die Schwester, als Dr. Schumann nach dem Befinden der Patientin fragte. „Sie kann nicht schlafen. Immer nur weint und stöhnt sie. Ich habe fast die ganze Zeit an ihrem Bett gesessen. Man muß ja Angst haben, daß sie aus dem Fenster springt oder sonst etwas Unvernünftiges tut. Sie jammert ständig, daß sie nicht mehr leben will".

„Haben Sie ihr kein Beruhigungsmittel gegeben?"

„Doch. Mehr als ich auf meiner Liste hatte. Aber zuviel wagte ich natürlich auch nicht. Oder hätte ich ...?"

„Nein!" Dr. Schumann öffnete die Tür und trat an Angelikas Bett. Die Kleine sah noch bejammernswerter aus als bei ihrer Einlieferung. Ihr rotblondes Haar war schweißverklebt, ihr Gesichtchen wirkte spitz und blaß, tiefe Schatten lagen unter den Augen.

„Na, Angelika", sagte er betont munter, „ich hatte doch versprochen, dich zu besuchen ..."

Sie antwortete nicht.

Dr. Schumann schlug die Bettdecke zurück und stellte fest, daß die Blutungen eher stärker geworden waren. Nachdenklich blickte er auf das Bündel Elend. Es war, als kämpfe er noch einmal einen schweren Kampf mit sich. Dann raffte er sich zu einem Entschluß auf: „Lassen Sie die Patientin zur Ausräumung fertigmachen, Schwester!"

Angelika rührte sich nicht. Sie war so erschöpft und apathisch, daß sie nicht einmal begriff, was diese Anordnung für sie bedeutete.

Als Dr. Schumann in den Operationsraum trat, hatte der Anästhesist mit der Narkose begonnen. Die Beine der Patientin waren hochgelagert, ihr Körper mit sterilen Tüchern abgedeckt.

Der Chirurg wartete auf das Zeichen des Anästhesisten, dann hakte er den Uterus an, zog ihn nach vorn, weitete schnell den Muttermund mit Dehnstiften, um Zugang zu schaffen. Schwester Selma reichte ihm die Kürette. Er begann mit der Ausschabung.

Plötzlich kollabierte die Patientin. Ein Kreislaufschock!

„Verdammt!" entfuhr es Dr. Schumann. „Adrenalin! Schnell!"

Zorn auf sich selber und sein Zögern erfüllte ihn. Hätte er schon früher operiert, wäre dies gewiß nicht geschehen. Der Anästhesist machte Druckbeatmung mit Sauerstoff, Doktor Schumann injizierte Adrenalin in das Herz. Kurz darauf wurde der Puls wieder tastbar und zusehends fester. Dr. Schumann atmete auf und beendete den Eingriff.

Langsam, quälend langsam schwand die leichenafte Blässe aus den Wangen Angelikas. Ein leichtes, zartes Rosa schimmerte durch ihre Haut. Ihr Atmen wurde tiefer ...

Später, als Angelika erwacht war, ging Doktor Schumann noch einmal zu ihr. Sie lächelte ihn zaghaft an.

„Na, siehst du", sagte er beruhigend, „jetzt haben wir alles überstanden! Eine Woche mußt du noch bei uns bleiben, dann darfst du wieder zu deiner Mutter nach Hause."

„Und ich werde nicht ... angezeigt?" flüsterte Angelika.

„Nein", erwiderte er, „wie kommst du darauf? Wir sind doch keine Polizeispitzel. Aber eines muß du mir ganz fest versprechen ..."

„Herr Doktor", unterbrach ihn Angelika, „Sie glauben doch nicht, daß ich so etwas noch einmal machen würde?"

„Unter so etwas' verstehe ich aber auch das andere, Angelika! Du bist noch viel zu jung, um dich mit einem Mann einzulassen."

„Er war ja mein Freund", sagte sie leise.

„Ein feiner Freund der dich in eine solche Situation gebracht hat. Versprichst du mir, mit ihm Schluß zu machen? Es kann wirklich zu nichts Gutem führen, Angelika!"

„Ja, ich weiß", gab sie zu, „bloß ... ich bin immer so viel allein."

„Darüber werde ich mit deiner Mutter sprechen. Aber von dir verlange ich, daß du dir ganz fest vornimmst, mit der Liebe zu warten, bis du erwachsen bist."

„Ja", sagte Angelika, „ja ..."

„Hand drauf?"

„Ja." Sie reichte ihm ihre schmale, ein wenig feuchte Mädchenhand, sah ihn aus tränengroßen Augen an. Erst jetzt wurde es Dr. Schumann bewußt, daß sie mit ihrem rotblonden Haar, der zarten Haut und den leuchtendblauen Augen ein ungewöhnlich anziehendes junges Mädchen war.

„Du willst doch später einen guten Mann bekommen, Kinder haben, eine glückliche Frau werden, nicht wahr?" lächelte er. „Dann mußt du jetzt noch ein bißchen Geduld aufbringen. Die Liebe läuft dir nicht davon."

„Sie würde ich auf der Stelle heiraten", sagte Angelika überraschend.

Der Oberarzt lachte. „Tut mir leid für dich; ich bin schon vergeben. Und ein bißchen zu alt wäre ich wohl auch."

Als Dr. Schumann nach Hause kam, war der Tisch gedeckt. Astrid empfing ihn in einem eleganten Kleid, das kastanienbraune Haar mit gewollter Nachlässigkeit aufgesteckt. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals, legte ihr Gesicht an seine Wange. „Der Tee ist gleich fertig ..."

Fortsetzung folgt